DAS ERBE DER RAUHNACHT

Birgit Jaeckel

ROMAN

Buch

Der sechste Dezember. Ein düsterer Fremder schleppt sich zu einem versteckten Bauernhof im Wald. Trotz ihrer Angst pflegt Sophie den alten Wanderer. Er nennt sich Ruprecht, und er erzählt ihr vom Beginn einer Legende:

Im 16. Jahrhundert sucht die Wilde Jagd in den Rauhnächten Dörfer und Klöster heim: ein letztes Aufbäumen alter heidnischer Bräuche. Gegen den Willen seines Meisters Nikolo und trotz der Gefahr, als Verbrecher verfolgt zu werden, schließt sich der junge Knecht Rupp der Bande um Krampus an. Die wahre Anführerin der Wilden Jagd ist jedoch Perchta – geheimnisvoll, widersprüchlich, unnahbar. Rupp setzt alles daran, die Anerkennung seiner Gefährten sowie Perchtas Liebe zu gewinnen. Doch sie stammen aus Welten, die weiter voneinander entfernt nicht sein könnten, und ihre Gegner sind mächtig.

Im Heute neigt sich Ruprechts Zeit ihrem Ende zu. Auch für Sophie mit ihrem dunklen Geheimnis entscheidet sich an Weihnachten Leben und Tod. Denn in den Rauhnächten öffnen sich die Grenzen zwischen den Welten …

Autorin

Birgit Jaeckel hat Archäologie studiert und arbeitet neben ihrer Tätigkeit als Roman- und Drehbuchautorin als Kommunikationsberaterin. Sie ist unter anderem die Autorin von »Die Druidin« und »Der Fluch der Druidin«. Ihre Romane haben sich mehr als eine viertel Million Mal verkauft. Mehr über Birgit Jaeckel auf: https://birgitjaeckel.com

BIRGIT JAECKEL

Das Erbe der Rauhnacht

Roman

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2018 Birgit Jaeckel
Covergestaltung: Kai Sarnes
Buchinnengestaltung: buchseitendesign by ira wundram

In Alter Zeit begleiteten düstere Gesellen Sankt Nikolaus.
Sie trugen viele Namen an verschiedenen Orten zu
unterschiedlichen Zeiten: Krampus, Pelznickel, Hans Muff,
Schmutzli, Zvarte Piet und …
Knecht Ruprecht.

Haben Deine Eltern Dir von Knecht Ruprecht erzählt?
Hast Du nach ihm Ausschau gehalten zwischen den Bäumen
in winterlicher Nacht?
Fürchte ihn nicht, solange Dein Werk gerecht war.
Bange hingegen, sofern Du Unrecht tatst. Wenn Du Dich
verbargst, da andere schafften. Dich geizig zeigtest,
wo andere Sorge trugen.

Denn wisse:
Knecht Ruprecht dient den Gerechten.
Und er kommt nicht allein.

- Marians Chronik.

Er kommt aus dem Wald. Düster und hünenhaft wie ein gebeugter grauer Bär, den das Tann auf die Lichtung spuckt. Sophie hatte sein Nahen nicht bemerkt, bis das Rascheln des Reisigs am Übergang von Wald zu Wiese sie erstarren ließ.

Zum Glück hat sie den Hund im Haus gelassen, sonst hätte der sie bereits verraten. Auch sonst deutet nichts auf Leben hin: Die Lichter sind ausgeschaltet bis auf eine Lampe im Wohnzimmer, aber deren Schein ist zu schwach, um durch die Ritzen des Fensterladens in die junge Dämmerung zu entwischen. Im Kamin glimmt nur noch Glut. Das Haus ruht still – ein einsames Gehöft umgeben von Wiese, wo das Gras vom Sommer stehengeblieben ist und sich unter der Last der Jahreszeit beugt.

Das Gras …

Mit hämmerndem Herzen verfolgt Sophie ihre Spuren von der Veranda über den zugewucherten Fahrweg bis zu ihrem Versteck hinter dem Apfelbaum. Immerhin ist sie nicht in die grasige Mitte getreten, bloß auf die festgetrampelte Fahrrille. Nur ein geübtes Auge würde die millimetergroßen Ränder erkennen, wo Sophies Gewicht Steine verschoben hat. Das lässt sie hoffen – bis ihr Blick auf die Tür fällt, vor der zwei alte Stiefel stehen.

Beinahe geben ihre Knie nach. Sie hätte die Stiefel nicht rausstellen sollen.

In der Mitte der Wiese hält der Fremde inne. Er richtet sich auf. Die Kapuze seines Mantels fällt zurück und enthüllt eine Mähne, in der sich die Schlacht von Schwarz und Grau bereits entschieden hat. Die Haare sind am Ansatz feucht, nicht vom Nebel, sondern von Schweiß. Düstere Augen fixieren das aufgeschichtete Holz zwischen den Apfelbäumen, hinter denen Sophie kauert. Sein Husten ist so modrig wie das Gras.

Sophies Herzschlag dröhnt in ihren Ohren. Ein Wunder, dass der Fremde das Hämmern nicht hört.

Der Fremde rückt das Bündel auf seinen Schultern zurecht, greift seinen Wanderstab fester und schleppt sich

weiter in Richtung Haus. Sein schwerfälliger Gang pflügt eine Schneise durch die Wiese. An den Apfelbaum gepresst betet Sophie: Lass bloß den Hund still bleiben. Lass kein Geräusch aus dem Inneren des Hauses sie verraten. Lass diesen düsteren Alten verschwinden, bevor er die Stiefel bemerkt, die trocken und sauber auf Bescherung harren.

Als Sophie das nächste Mal zwischen Stamm und Brennholzstapel hindurchlinst, hat der Alte die Eingangstür erreicht und beugt sich über die Stiefel. Das Bündel auf seiner Schulter verrutscht. Er versucht, es aufzufangen, taumelt und fällt auf den Wanderstab, der unter ihm zerbricht.

Der Sack schabt über die morschen Verandabohlen. Der Mann zieht ihn zu sich, versucht, sich hochzudrücken. Er winkelt die Beine unter den Körper, tastet nach der Wand. Die Nacht strömt herbei und löscht seine Konturen aus. Haare, Mantel und Sack verschwimmen.

Er ist verletzt. Oder krank. Sophie wappnet sich gegen das Mitleid, mahnt sich selbst: *Lass das nicht deine Sorge sein!* Er darf sie nicht entdecken. Sie ballt die Faust und bohrt die Fingernägel in das Daumenfleisch.

Der Alte hat es auf die Knie geschafft. Seine Finger strecken sich nach den Stiefeln. Ein Hustenkrampf schüttelt den Rumpf. Sophie macht einen halben Schritt vorwärts. Schon tastet sie in Gedanken seinen Körper ab, fühlt kaltschweißige Haut, misst den Puls. Aber Furcht lässt sie innehalten. Es ist zu gefährlich. Sie darf ihr Versteck nicht verraten.

Bitte steh auf, alter Mann! Schlepp dich weg von hier.

Er kann sterben im Wald. Die Temperaturen purzeln rascher als das letzte Laub; der Weg bis zur Straße ist weit. Herbstnebel quillt zwischen kahlem Laubgeäst und immergrünen Nadeln, greift über die Wiese, fröstelt in Sophies Knochen. Sie ist ohne Handschuhe und Jacke nach draußen gegangen. Wieso auch nicht, sie wollte nur eben ein paar Holzscheite holen.

Der Haufen aus verfilzter Wolle, Lederflicken, abgelaufenen Stiefeln, grauem Bart und Mähne müht sich auf die Füße. Die Anstrengung lässt den Alten japsen. Die Rechte presst gegen seine Brust, ein Husten schüttelt ihn.

Sophie legt den Kopf in den Nacken, blickt in den Himmel. Es wird nicht schneien, noch nimmt der Winter erst Anlauf. Die Feuchtigkeit, jedoch, sie zermürbt. Verdammte Friedhofskälte. Sie weiß: Der Fremde braucht eine trockene Stube. Wärme. Dieses Wetter zerstört selbst Gesunde.

Sie kann es nicht tun. Zu riskant. Wo könnte sie hin, nachdem sie ihm geholfen hat?

Als ob sie noch irgendwohin könnte. Es ist bereits zu spät, da macht sich Sophie keine Illusionen. Ihre Welt hat sich längst auf einen einzigen Wunsch verdichtet: weiße Weihnachten, ein Baum mit Kerzen, ein letztes Lächeln kindlicher Freude.

Das Fenster zur Küche auf der anderen Gebäudeseite schließt nicht richtig. Wenn sie vorsichtig ist, die Lichtung im Wald umrundet und sich dem Haus von hinten nähert, wird der Fremde gar nicht merken, wie sie sich hineinschleicht. Dann kann sie einfach warten, bis er verschwindet.

Oder bis er auf ihrer Schwelle stirbt.

Sie möchte ihre Verzweiflung in die Dezemberluft heulen, aber da gibt es nichts, was Sophie erhören würde, keine Macht, die ihr jemals Gnade erwiesen hätte. Stattdessen kratzen ihre Fingerspitzen ein Stück Rinde ab. Es fällt in die Kuhle, die ihre Füße ins rottende Laub gedrückt haben. Wann genau ist sie zu einem schlechten Menschen geworden?

Sie kann es nicht zulassen.

Bevor ihr Verstand die Entscheidung des Herzens zurückpfeifen kann, rennt Sophie hinüber zur Veranda. Den Alten scheint der Klang ihrer Schritte nicht zu überraschen. Er lehnt den Kopf gegen die Tür, seufzt und schließt kurz die Augen.

Er riecht nach nasser Wolle und Erde. *Und Schnee.* Der Gedanke huscht verlegen davon. Schnee liegt höchstens

in den Bergen und die sind weit weg. Außerdem duftet Schnee nicht. Oder?

Sophie sinkt neben dem Fremden auf die Knie, greift nach einem Handgelenk. Seine Hände sind Pranken mit dunklen Härchen auf den Fingerrücken. Schwielig wie die eines Bauern, kräftig mit wenigen Altersflecken. Seine Haut ist etliche Nuancen dunkler als ihre, allerdings viel zu kühl. Alte Brandnarben übersäen Nagelbetten und Handrücken. Die Fingernägel sind sauber, der Puls ruhiger als erwartet. Schweiß dünstet unter dem Mantel hervor.

Er hält etwas in den Fingern. Unter Sophies Berührung öffnet der Alte die Faust wie eine Blüte. In der Handfläche ruht eine Walnuss.

Verblüfft blickt sie auf in Augen wie frische Kohle. Er hat eine lange, leicht gekrümmte Nase über einem breiten, von einem Vollbart umrahmten Mund. Sein Alter schätzt sie auf irgendwo Anfang sechzig. Als er spricht, rasselt sein Atem.

»Warst du denn artig?«

Sie kann keine Antwort geben. Plötzlich ist sie es, die keine Luft mehr bekommt. Die Frage, sie ist kein Scherz.

Er kann es nicht wissen. Sie muss sich den Satz vorsagen in Gedanken, dreimal, fünfmal. Ein Mantra, das sich gegen die Panik stemmt, gegen die tonnenschwer auf ihre Brust drückende Platte aus Schuld und Selbsthass. Die Krankenschwester in ihr schaltet hingegen auf Automatik: Ihr Körper weiß, was er tun muss, um dem Fremden zu helfen.

Sie schiebt sich unter die Achsel des Alten, hilft ihm, sich hochzudrücken. Er ist schwer; sie schwankt unter seinem Gewicht. Ächzend hält er sich am Türrahmen aufrecht. Sein Bauch pumpt und zuckt, weil er den Hustenreiz unterdrückt. Er will sich nach seinem Bündel bücken – ein Säcklein aus braunen Hanffasern wie aus einem Kindermärchen –, doch der nächste Hustenanfall schleudert ihn gegen die Hauswand.

Aus dem Inneren des Hauses ertönt gedämpftes Wuffen. Krallen tippeln über eichene Dielen. Hastig, bevor der Alte

denken könnte, dass es da drinnen irgendetwas für ihn geben könnte, fragt Sophie: »Wo wollen Sie heute noch hin?«

Sie stehen da wie zwei Liebende in ungeschickter Umarmung. Sein Gesicht mit den kräftigen Zügen wendet sich dem Nebel zu, als läge dort die Antwort. Dann erschüttert der nächste Hustenanfall seinen Körper. Es fühlt sich an wie ein Erdbeben. Abermals knicken seine Knie ein.

Es geht einfach nicht. Sie kann sich nicht um ihn kümmern. Aber sie kann es auch nicht verantworten, ihn in die Nacht davonzuschicken. Sophies Gedanken flattern zu Medikamenten, Antibiotika, Kortisonstößen, Beatmungsgeräten.

Ich werde ihm keine Hilfe holen. Er muss selbst zur Straße gehen.

»Eine Nacht«, hört sie sich sagen. »Sie können bis morgen bleiben. Es gibt eine kleine Kate.« Sie deutet in Richtung Wald.

Er scheint ihr Angebot zu überdenken. Schließlich nickt er.

Sophie greift nach seinem Beutel. Etwas bewegt sich darin, wie kleine Kiesel, nur leichter. Gedämpftes Klacken. Der Hüne nimmt ihr den Sack ab. Seine Zehen stoßen gegen den zerbrochenen Stecken.

»Warten Sie!« Sie spurtet um die Hausecke. Unter einer verrosteten Badewanne ragt das Ende eines Hirtenstabs heraus. Sie eilt damit zu dem Fremden zurück. Seine Finger schließen sich um den Schaft; er brummt zufrieden. Sophie schlingt ihm von der anderen Seite einen Arm um die Hüfte. »Es ist nicht weit. Gleich zwischen den Bäumen.«

Es wird ein langer Weg.

Sophie schrumpft unter dem Gewicht des düsteren Hünen. Nieselregen setzt ein, kühlt ihre Schläfe. Am Rande der Lichtung wirft Sophie einen Blick zurück zum Haus, dann auf die Leuchtziffern ihrer Uhr. Es wird spät, sie sollte sich beeilen. Sie drängt den Fremden schneller voran. Weder beschwert er sich, noch fragt er sie, weshalb sie es

plötzlich eilig hat. Unerbittlich setzt er einen Fuß vor den anderen, und Sophie ahnt, selbst wenn der Weg zehnmal so lang wäre, dieser Mann würde niemals aufgeben. Sie kennt diese Sturheit, diese *Festigkeit,* von Patienten im Krankenhaus. Manchmal liegt ein Herz in einem Bett, das einfach nicht aufhören will, gleichmäßig zu schlagen – ewig, stark, verlässlich. So ganz anders als Sophies eigenes flatterhaftes Herz.

Im Wald ist es finster, der Pfad schmal. Niedrige Äste reißen an ihren Hosen, doch der Alte bewegt sich trotz seiner Schwäche leise. Selbst seinen Husten scheint der Wald aufzusaugen. Das Geräusch versickert zwischen Tann und Moos, als wäre es dort zuhause.

Die Kate hat keinen Stromanschluss. Sophie tastet nach Streichhölzern auf dem Tisch neben dem Eingang. Wenig später wirft ein Kandelaber sein Licht durch den einzigen Raum mit einer Lagerstatt, die kaum die Bezeichnung Bett verdient, zwei Stühlen sowie einem Tisch, einem Holzherd in einer Nische und einer Kommode, auf der wie zu Großmutters Zeiten eine Waschschüssel thront.

»Es gibt ein Plumpsklo, fünfzig Meter den Pfad entlang.« Doch Sophie ahnt, womöglich ist das zu weit. Sie zieht eine zweite Porzellanschüssel mit Deckel aus dem untersten Fach eines Regals. »Für den Notfall.«

Sophie kniet vor dem gusseisernen Kamin nieder, dessen Rohr durchs Dach verschwindet. Sie zieht einen Korb mit Holzscheiten und Zeitungspapier heran. Die Zeitung ist vergilbt, auf der Titelseite prangt ein Artikel über die russische Raumstation Mir. Der Alte beugt sich interessiert vor. Sophie stopft eine Doppelseite zwischen die Scheite und greift nach den Streichhölzern. In ihrer Hektik bricht sie das erste ab. Seine Finger schieben sich über ihre. Er kann das selbst machen. Sie ist sich dessen nicht so gewiss, dennoch reicht sie ihm die Streichhölzer.

»Ich hole Ihnen Decken und etwas zu essen.«

Sie stürmt aus der Kate, die Tür kracht hinter ihr ins Schloss. Sophie hetzt den Pfad zurück zum Haus, obwohl

Nebelsuppe über den Boden kriecht, die Nacht asphaltgrau ist und sie kaum noch erkennen kann, wohin sie tritt.

In der Tür stolpert Sophie über den Hund, der sich in der Diele ausgestreckt hat und jetzt aufgeregt bellt, weil er ihre Furcht spürt.

Für einen Moment gönnt sich Sophie den Luxus, ihre Finger im braunen Hundefell zu vergraben.

»Wieso muss mir das passieren?«, flüstert sie. Tränen brennen in ihren Augenwinkeln. Der Hund leckt ihr Kinn. Er hört die Frage nicht zum ersten Mal.

Sie zögert das Licht in der Küche anzuknipsen. Draußen hat der Nebel seinen Vorhang gewoben, aber was heißt das schon? Vor einer Stunde noch hätte Sopie niemals gedacht, jemand würde sich in einer solchen Nacht in den Wäldern herumtreiben, an einem Datum wie diesem. Dabei hat der Alte nicht den Eindruck erweckt, als hätte er sich verirrt. Er sieht wie ein Vagabund aus. Oder ein Wilderer. Gibt es überhaupt noch Wilderer?

Du hast einen Fehler gemacht.

Es wird acht Uhr, bis Sophie mit Decken, Kissen und einem Teller dampfender Brühe zurück zur Kate stapft. Sie hat mit sich gerungen, ob sie einen der kleinen Nikoläuse aus Milchschokolade opfern soll. Doch es ist der sechste Dezember, und tief in ihr flüstert eine Stimme von Geiz und Gastrecht und uralten Bräuchen.

Von draußen ist kein Rauch zu sehen, der Nebel verschluckt ihn, aber in der Kate brodelt der Ofen. Schimmel fleckt die Dichtungen der winzigen Fenster, doch die Wärme beginnt, die Feuchtigkeit an den Fensterkanten zurückzudrängen. Im Kerzenschein gewinnt die Stube etwas Heimeliges.

Der Fremde liegt auf dem Lager. Er macht Anstalten sich aufzusetzen. Mit routinierten Griffen schiebt Sophie ein Kissen unter seinen Rücken. Sein Mantel hängt zum Trocknen über einem Stuhl vor dem Ofen. Jetzt trägt er nur noch ein dunkles Hemd von guter Qualität, trotz verschlissenem Saum und abgerissenen Knöpfen. Sein Oberkörper

ist kräftig; in seiner Jugend muss er die Statur eines Football-Spielers gehabt haben, überlegt sie. Selbst jetzt könnte er sie, wäre er gesund, wohl noch mit einer Hand hochheben. Sie hätte seiner Stärke nichts entgegenzusetzen.

Ein Echo von Panik muss über ihr Gesicht gehuscht sein, denn er bleibt ganz still sitzen. Räuspert sich. »Morgen gehe ich.« Seine Stimme grollt erstaunlich klar, einzig um die Kehllaute knirschen die Töne. Wie rollender Fels im Schnee, denkt Sophie. »Für heute bin ich dankbar für diesen Ort.«

Sie bezweifelt angesichts seiner Verfassung, dass er morgen irgendwohin gehen wird, aber sie presst die Lippen zusammen und nickt.

Die Suppenterrine dampft auf dem Tisch. Sophie löst einen Zwischenboden aus dem Regal, legt das Brett dem Kranken auf den Schoß und serviert die Suppe darauf. Zuletzt legt sie den Schoko-Nikolaus neben den Löffel. Der Alte berührt die rot-weiß-goldene Alufolie an der Spitze, wo ein goldenes Kreuz die bischöfliche Mitra schmückt. Er gibt einen kehligen Laut von sich, halb Husten, halb Glucksen.

»Die Konkurrenz?«, fragt Sophie, während sie ein Asthmaspray aus der Tasche zieht und auf den Fenstersims legt. Sie erinnert sich, wie sie den düsteren Wanderer gefunden hat: Wollte er wirklich eine Walnuss in ihre Stiefel legen?

»Ich kannte einen Nikolaus, der hätte das wohl so gesehen.« Sein Schmunzeln zieht die Augen in die Länge, verändert sein Gesicht. Nicht klassisch gutaussehend, aber es fesselt den Blick wie Kathedralen.

»Wo kommen Sie her?«

»Aus dem Wald.«

»Nein, ich meine, wieso treiben Sie sich hier herum?«

»Ah.« Bedächtig taucht er den Löffel ein, schafft es irgendwie, das Zittern seiner Hand zu beruhigen. Er brummt genüsslich, als die Brühe seinen Rachen hinabrinnt.

Er hält dich hin.

In diesem Moment trifft es sie erneut, das überwältigende Gefühl, in eine Falle getappt zu sein. Die Ohnmacht. Sie hält es nicht aus, ihr Leben, das nicht mehr ihr gehört. Die Gewissheit, stets das Falsche zu tun.

Beinahe schlägt Sophie dem Alten den Löffel aus der Hand, will ihn anschreien, er solle verschwinden. Sie kann sich nicht um ihn kümmern! Soll er abhauen, zur Straße laufen, irgendein Autofahrer wird ihn schon aufgabeln und ins Krankenhaus schaffen. Soll er die Bürde anderer sein. Sie kann ihm nichts geben, sie kann ihm nicht helfen.

Aufgebracht schnellt sie hoch, aber anstatt den Fremden rauszuwerfen, schnappt sie sich eine der Decken und wirft sie über die in geflickten Wollsocken steckenden Füße. Der Alte legt den Löffel beiseite. Er hebt die Suppe an die Lippen und trinkt in langsamen Schlucken. Tut so, als merke er nicht, wie sie mit sich ringt.

Sowie er die Terrine absetzt, knallt Sophie ihm eine Scheibe Vollkornbrot hin, die den Schoko-Nikolaus vom Brett fegt.

»Ich will eine Antwort!«, faucht sie.

»Was mich herbringt, ist eine lange Geschichte.«

»Blödsinn! Ich habe Ihnen eine einfache Frage gestellt.«

»Wenn es einfach sein soll, dann lautet die Antwort wohl: eine Frau.« Seine Augen ruhen jetzt auf ihr. Sie sind durchdringend, aber nicht stechend. Der Richter hat sie ähnlich angesehen. Sie konnte seinen Blick nicht erwidern.

»Ich möchte wissen, wieso Sie sich auf meinem Grundstück herumtreiben.«

»Dein Grundstück«, wiederholt er, als ob er den Worten nachschmecken würde. Sophie wird siedend heiß.

Er weiß es. Er ist geschickt worden, um nachzusehen, ob das Haus leer steht. Steffen, sie hat ihm das Haus mal beschrieben, ihm das Fotoalbum gezeigt, das sie aus dem Haus ihrer Eltern genommen hat, bevor sie alles in Kisten verpackten und die Vergangenheit in einem Lagerraum stapelten.

»Wie heißt du, Mädchen?«

»Sophie.« Gewispert. Es ist aus. Vorbei. Sie haben sie gefunden. Sie haben diesen Alten geschickt, um sie in Sicherheit zu wiegen. Vielleicht weil er die Gegend kennt, das bejahrte Bauernhaus im Wald.

»Es ist eine bedeutende Entscheidung, einen anderen Menschen aufzunehmen, und sei es bloß für eine Nacht.«

Sie kann keinen Ton durch ihre Kehle quetschen.

Er nimmt ihre Hand. Sophies Finger verlieren sich darin, doch die Haut ist überraschend trocken und warm. Von der Hitze der Suppe, vermutet Sophie, denn sie kennt kranke Hände.

»Hast du Zeit für eine Geschichte, Sophie?«

Sie versucht zu sprechen, bereit, um Gnade zu betteln. Doch nur ein Krächzen entringt sich ihrer Kehle. Wenn sie Panik bekommt, versagt ihre Zunge. Sophies Verzweiflung ist stumm, war sie schon immer.

Er sinkt zurück ins Kissen, schließt die Augen. Gegen das helle Bettzeug erscheint der Fremde knorrig wie Gehölz bei Einbruch der Dämmerung. Der Druck der Pranke verstärkt sich. Sophies Finger in seinen beginnen zu glühen. Als er endlich spricht, ist seine Stimme leiser, gewinnt jedoch gleichzeitig an Klang. Sie füllt den Raum mit ihrer Mischung aus Torf und Winter und Fels.

»Ich wurde in einer Kate wie dieser geboren. In der siebten Stunde der letzten Rauhnacht, so hat meine Mutter es mir erzählt. Nun, nicht ganz eine Kate wie diese, aber dem Wald genauso nah.« Er legt den Kopf zur Seite, lauscht nach draußen, wo ein leichter Wind eingesetzt hat, den Nebel zerreißt. »In stürmischen Nächten verschwamm die Grenze von Dach zu Astwerk. Wände und Stämme knarrten im selben Lied. Meine Mutter, sie legte an solchen Abenden ein Knäuel Garn unter unseren Holunderstrauch. Eine Gabe an eine Macht so unvergänglich, dass sie selbst heute in den Erinnerungen der Menschen weiterlebt.«

Sophies Herzschlag hat sich wieder beruhigt unter dieser Stimme, die nach einer Decke, einem alten Buch und

einer Tasse heißer Schokolade ruft. Sie hat sich umsonst aufgeregt. Diese Geschichte, sie hat nichts mit ihr zu tun.

»Garn?«, fragt sie. »Wie im Märchen von Goldmarie und Pechmarie?«

»Ein Gebet an eine Göttin. Eine Bitte um Schutz.«

»Klingt nach neumodischer Naturgottheit.«

»Nein, nicht neu. Uralt – und wunderschön.« Er seufzt.

Sekunden verticken ungezählt. Als ob sie Zeit hätte, um ihm beim Sich-Erinnern zuzuschauen! Gerade will Sophie ihn anschnauzen, nicht ihre Zeit zu vergeuden, da setzt er fort: »Mein Vater, er gab vor, nicht zu bemerken, was meine Mutter tat. Vielleicht wusste er es tatsächlich nicht. Zwar ging er nicht oft zur Kirche, doch genauso mied er den Wald und alles, was der Klerus als heidnisch auslegen könnte.«

»Was war mit Ihrem Vater?«

»Mein Vater war ein Knecht, und wie er war ich zur Knechtschaft geboren.« Die dunklen Augen öffnen sich zum Fenster hinaus in die Nacht. Zwischen den Bäumen schimmert diffuses Licht. Sophie hat die Lampe auf der Veranda angelassen, bevor sie zur Kate gegangen ist. Ihr Signalfeuer für eine sichere Rückkehr, falls der Nebel dichter würde.

»Mein Name ist Ruprecht, aber diesen Namen musste ich mir erst verdienen.«

Diese Gegend hatte er nie erkundet. Ein enger Streifen Talgrund, umgeben von abweisenden Hängen. Rupps Spur pflügte eine Narbe in die Schneeflanke hinter ihm. Am gegenüberliegenden Hang brach sich der Mond auf eisüberkrusteten Felsen. Dazwischen schimmerte es heller, wo sich der Wald zu einer Lichtung öffnete.

Dann schnaubte ein Pferd.

Rupp richtete sich so langsam auf, als schaffe er sich neu aus Erde und Nacht. Nicht ängstlich, doch wachsam, denn wer sollte sich in einer Rauhnacht wie dieser so tief in den Wald verirren? Wildfrevler jagten vor dem Schneefall, damit der Schnee ihre Spuren verwischte. Oder versteckten sich in diesem Tal weitere Aufständische?

Rupps Sinne suchten die Einheit mit dem Wald, erspähten eine Linie zwischen den Bäumen hindurch. Auf einmal fanden seine Füße wieder zuverlässigen Tritt, setzten eine Fährte, wie sie auch ein Wildtier in den Schnee zeichnen würde: schmal und von gleichmäßiger Tiefe.

Am Rande der Waldlichtung schufen tiefhängende Fichtenäste ein Zelt aus Tann, Schnee und weiß bekleckstem Nadelgrund. Rupp bog zwei Äste auseinander, so sachte, dass selbst ein geübtes Auge die Bewegung in der Nacht kaum hätte wahrnehmen können. Auf der freien Fläche vor ihm durchbrachen sturmgeknickte Baumstümpfe den glitzernden Winterteppich.

In der Mitte der Lichtung riss der Teufel an den Zügeln seines Rosses.

Der Mond stand schräg gegenüber, weshalb der Schatten des Leibhaftigen seine Hörner in Rupps Richtung zu stoßen schien. Das lederne Gesicht richtete sich gen Nachthimmel, stieß ein gutturales Brüllen aus, das Rupp in Grausen auf die Knie riss. Beinahe hätte er vor Furcht selbst aufgeschrien.

Auf das teuflische Gebrüll folgte ein Fluch. *Satansvieh!*, glaubte Rupp durch das Rauschen in seinen Ohren zu verstehen.

Der Teufel zerrte erneut am Zaumzeug. Das Schlachtross stieg und warf seinen Schädel den Zügeln entgegen,

doch der Höllenfürst zwang es zurück auf alle Viere. Bei dem Ruck hatten sich jedoch seine Hörner gelöst. Sie purzelten über den Rücken des Leibhaftigen und die Flanke des Pferdes hinab, bis sie sich schließlich mit den Spitzen voran in den Schnee bohrten.

Aus Rupps Mund entwich der Atem mit einem Zischen. Der Reiter vernahm das Geräusch bloß deshalb nicht, weil er noch immer mit seinem Hengst kämpfte. Mit einer Hand versuchte er, den Destrier zu zügeln, während die andere an der verrutschten Maske zerrte. Unterdessen glitt vor ihm auf dem Sattel eine Last zur Seite: lange Beine, Hufe, ein schlanker Hals und stierende Augen. Ein totes Reh.

Und noch immer wurde es kälter.

Frostwind seufzte über die Lichtung, wirbelte Schneekristalle auf, die rund um Pferd und Reiter tanzten. Bäume knarzten in seinem Echo, und auf Rupps Lippen gefror der Speichel. Hätte er den Blick gewandt, hätte er beobachten können, wie rund um die Lichtung Raureif auf Zweigen und Nadeln wuchs. Aber Rupp konnte an nichts denken, außer dass er vielleicht doch nicht verdammt war, auf nichts anderes achten denn auf den jetzt eindeutig menschlichen Reiter und dessen störrisches Ross aus Fleisch und Blut.

Bis die Frau auf die Lichtung glitt.

Es war ihr Lachen, das sie ankündigte. Klar wie Eiszapfen, die gegen das Glas eines Kirchenfensters klirrten. Einen Herzschlag später trat sie zwischen den Bäumen hervor. Hochgewachsen, mit schattenbeflecktem Haar im Mondlicht so silbrig hell, dass Rupp nicht sagen konnte, ob es weiß war oder blond, ob die Frau alt war oder jung. Eine Vogelmaske bedeckte ihr Gesicht bis zur Hälfte: braun-weiße Federn, ein gebogener Schnabel. Uhu.

Bei ihrem Anblick scheute das Pferd erneut. Sein Reiter schleuderte der Frau einen Fluch entgegen, den sie mit Heiterkeit erwiderte. Sie sagte etwas, was Rupp über die Entfernung nicht verstand, wohl jedoch die Antwort des

Mannes – eine Verwünschung so schamlos, dass sie Rupp die Röte in die Wangen trieb.

Ein noch helleres Lachen, bei dem Schneekristalle von den Bäumen rieselten, dann drehte sich die Frau um. Eine schmale, langgliedrige Hand hob sich zum Gruß über die Schulter. Leichtfüßig schritt sie zurück in den Winterwald, als wöge sie nicht mehr als ein Fuchs, und der sonst so arglistige Schnee versagte sich, ihre Tritte zu narren. Einen Atemzug später war sie fort, und die Welt wurde erneut eine Schattierung dunkler.

Der Reiter brachte sein Ross unter Kontrolle. Ungestüm trieb er es zu einem Satz über die nächste Schneewehe. Sporen blitzten, die Vorderhufe wirbelten Flocken auf. Dann brach der rechte Lauf bis zur Brust ein. Knochen knackte. Schrill wiehernd kippte das Pferd zur Seite und begrub seinen Reiter unter sich.

Bevor Rupp sich versah, trat er hinaus in die Offenheit der Lichtung. Das Mondlicht badete seine Gestalt und klebte ihm einen Schatten an die Fersen, während er zu dem gefallenen Schlachtross eilte.

Schaum sprühte vor dem verdrehten Maul; wild rollende Augen entblößten das Weiß. Der Hengst bäumte sich ihm entgegen. Rupp drückte seinen Hals zurück, murmelte beruhigende Worte. Schweiß bedeckte das Fell. Der rechte Vorderlauf des Rappen stak in einem unnatürlichen Winkel im Schnee. Wahrscheinlich war er unter einen umgestürzten Baum oder in ein Loch geraten und gebrochen. Stolz und Stärke gefällt von einem einzigen falschen Tritt.

Der Reiter, halb verschwunden unter Schnee und Pferd, war nur wenige Jahre älter als Rupp. Im Mondhell graue Augen traten vor Anstrengung aus den Höhlen, da er versuchte, sich von der Last des Pferdes zu befreien. Das Tier klemmte sein Bein ein. Es schrie noch immer und versuchte, sich aufzurichten. Rupp hielt es unten, denn der Fremde brüllte vor Schmerz oder aus Furcht, das Tier würde weiter über ihn rollen und ihn im Schnee ersticken.

Schon jetzt schnappte er nach Luft und ruderte wie ein Ertrinkender.

Rupp versuchte, den anderen am Arm herauszuziehen, doch vergebens. Der Schnee, den sie bei ihren Bemühungen aufwühlten, begann nach Metall zu schmecken. Blut. Ein offener Bruch. Dem Destrier konnte niemand mehr helfen.

Rupp zog seine Fäustlinge aus und trat an den Hals des Hengstes heran. Er hob das Messer, damit der andere seine Absicht erkennen konnte. Die Schneide schimmerte im Mondschein wie Wasser. Der Reiter grunzte seine Erlaubnis.

Rupp durchtrennte die Halsschlagader des Pferdes. Schnee färbte sich dunkel, schmolz rasend schnell unter dem Blutschwall. Die Hufe zuckten, dann lag das Tier still. Der Nachthimmel in seinen Pupillen erlosch. Vor Erleichterung erschlaffte auch der Reiter.

»Ich geh einen Hebel holen«, sagte Rupp. »Hast du Schmerzen?«

Der Bursche mit dem lehmfarbenen Haar schüttelte den Kopf. »Beeil dich trotzdem!«

Rupp lief zurück in den Wald. Am Hang, wo der Boden im Sommer weniger Wasser band, reihten sich junge Buchen. Rupp fällte eine, entfernte grob die Äste und eilte mit dem Stamm zurück zur Lichtung, wo Blutgeruch der Nacht jeglichen Zauber raubte.

Der Reiter hatte den Schnee um seinen Oberkörper herum aufgeworfen wie ein Maulwurf die Erde um seinen Bau. Doch es nutzte nichts, noch immer klemmte sein Bein unter dem Schlachtross fest. Er mühte sich, zur Seite zu rutschen, damit Rupp die Stange weit unter die Pferdebrust schieben konnte.

»Jetzt!«, japste der Fremde. Rupps Beine bohrten sich tief in den Schnee. Muskeln spannten gegen Kleider, als Rupp keuchend den Pfosten wuchtete. Der Pferdeleib hob sich ein Stück. Der Reiter strampelte und griff nach Rupps Beinen, um sich an ihm herauszuziehen. Noch im Aufrappeln betastete er seinen Unterschenkel.

»Hol mich die Pest, das hätte bös enden können.« Er taumelte zu einem Baumstumpf und sackte dagegen.

Die beiden jungen Männer beäugten sich. Dem Fremden musste es scheinen, als trachtete die Nacht danach, all ihre Schwärze an Rupp anzuhaften, denn er bemerkte: »Da hat mir der Herr heut aber seinen düstersten Engel geschickt.«

Rupp grinste. Übermut folgte auf Furcht.

»Ich hab dich erst für den Teufel gehalten. Hab mir fast in die Hosen gemacht.«

»Den Teufel, was – achso, die vermaledeiten Hörner. Wo sind die eigentlich gelandet?«

Rupp zog den Kopfschmuck aus dem Schnee. Die gekrümmten Widderhörner saßen auf einer Holzschale mit Löchern für die Riemen. Er klopfte sie ab und hielt sie dem anderen hin.

»Ich heiße Rupp.«

»Krampus.« Der jetzt rosslose Reiter stülpte sich die Kopfbedeckung probehalber über. Die Hörner warfen dolchförmige Schatten auf Rupps Gesicht, der sich fragte, wie er den Kerl jemals für den Leibhaftigen selbst hatte halten können.

»Schau dir diese Lumpenarbeit an. Ich muss jemanden finden, der mir was bastelt, damit das Ding besser hält. Sonst endet Schrecken im schrecklichen Gelächter.«

Rupp hatte bei dem dämonischen Namen, mit dem sich der andere vorgestellt hatte, zu grinsen begonnen, aber jetzt klappte er den Mund wieder zu. »Wozu trägst du sie?«

»Sag ich doch: um Schrecken zu verbreiten. Siehst ja, wie's geklappt hat. Mit dem Ding kann ich mich gleich Hans Worst nennen. Verdammte Pfuscher!«

Krampus öffnete den Bauchgurt seines Rappen und zerrte den Sattel unter dem toten Tier hervor. Ein Bündel hing daran: ein Überrock mit einem unregelmäßigen Kragen, wo eine Pelzverbrämung abgeschnitten worden war. Darin eingewickelt lag eine Armbrust. Krampus warf sich die Schaube über, die Armbrust hängte er sich an einem

Riemen über den Rücken. In seinem Gürtel steckte ein Dolch mit silbertauschiertem Griff.

Krampus schien kein Interesse daran zu haben, das Zaumzeug abzunehmen, obwohl es aus gutem Leder war. Daher zog Rupp dem Pferd die Riemen über den Kopf. Er hätte Krampus gerne gefragt, woher dieser Destrier mit der stolzen Stirn und einem Temperament für Schlachten und Turniere stammte. Doch die Frage hätte Krampus in die Ecke eines Verbrechers gestellt. – Was er auch war, wenn er in diesen Wäldern wilderte.

Krampus folgte Rupps Blick zu dem erlegten Reh. »Ich hätte gleich das Pferd schlachten sollen. Kann niemand behaupten, diese Satansbrut hätte nicht gekriegt, was sie verdient.«

Ihm schien eine Idee zu kommen. Ein zweites Mal musterte er seinen Retter, wie er wohl auch einst das Pferd gemustert hatte. »Du bist stark, Rupp, eh? Du hast mir einen guten Dienst erwiesen. Hilf mir noch ein zweites Mal und trag mir das Reh zu unsrem Lager.«

»Ihr habt ein Lager? Du und diese Frau?«

»Also hast du sie gesehen. Naja, ich kann's dir nicht übelnehmen, weil du dich versteckt hast. Teufelsweib. Die Schlimmste von uns allen. Völlig irre.«

»Ihr seid mehrere?«

»Vier. Die vier Schrecken der Wälder.«

»Wilderer?«

Krampus' Grinsen entblößte einen schiefen Eckzahn. »Besser. Die Wilde Jagd.«

Rupp hatte sich niedergekniet, um sein Messer im Schnee zu reinigen, doch bei Krampus' Antwort vergaß er die Klinge.

Die Wilde Jagd. Erst letzte Woche hatte der Pfaffe von falschen Götzen gezetert, die in manch verstecktem Weiler überdauerten. Von Heidentum, das sich in sündigen Erinnerungen der Großeltern verbarg. Die Jungen sollten sich hüten, denn der Teufel lauere hinter vielgesichtigen Masken, in einem scheinbar harmlosen Kreis aus Holunderblüten,

den ein Mütterchen um seine Stube zog, oder in der Schüssel Hirsebrei, die sie in den Rauhnächten vor die Tür stellte.

Rupp selbst erinnerte sich an all diese Dinge – Zauber, kleine Gaben an Kobolde und alte Gottheiten – von früher. Seine Mutter hatte zu Beginn der Rauhnächte ihr Spinn- und Webzeug beiseite geräumt und ihr Heim vorbereitet: nicht nur auf das Fest der Geburt von Jesus Christus, sondern ebenso auf die Ankunft der Geister aus Alter Zeit. Wenn der Sturm Eiskörner durch die Türritzen blies, hatte sie ihren Sohn vor dem Wüten der Wilden Jagd gewarnt, dem Geisterzug, der jene Seelen mit sich riss, die sich zur falschen Zeit draußen aufhielten.

Schau niemals hin, Sohn, wenn das Dämonenheer vorbeizieht. Sonst kommen sie dich holen.

»Was denn, so erschrocken, Ruppilein? Ich dachte, du wärst aus härterem Holz geschnitzt. Tja, im Antlitz des Abenteuers trennt sich die Spreu vom Weizen«, spottete Krampus, da Rupps Reglosigkeit andauerte.

»Nun denn, hab dank und leb wohl! Das Reh kannst du behalten.«

Krampus schwang sich seinen Sattel über die Schulter, verbeugte sich schwungvoll vor Rupp, dann machte er sich pfeifend mit seinen Teufelshörnern unter dem Arm auf in die Richtung, in welche die silberne Frau verschwunden war.

Kurz darauf kniete Rupp allein auf der Lichtung. Sorgfältig reinigte er sein Messer im Schnee. Die Klinge fing das Mondlicht ein, ohne es zu spiegeln. Nichts gab es darin zu lesen, keine Geschichten, keine besonderen Taten. Einfaches Eisen und nicht einmal besonders gutes. Ein Bauernmesser, ganz anders als der Dolch an Krampus' Gürtel.

Rupp prüfte die Schneide. Sie begann abzustumpfen. Dieses Messer, es war wie er.

Rupp erhob sich und warf sich das tote Reh über die Schultern. Der Armbrustbolzen stak noch in der Brust; Krampus musste unterhalb des Tiers gestanden haben, als er es erlegt hatte. Rupp packte Vorder- und Hinterläufe,

damit die Hufe ihm nicht gegen den Bauch baumelten, und lief los.

Er holte Krampus am Bachufer ein.

»Scheint, als hätte ich mein Pferd gegen einen Knecht getauscht«, lachte Krampus und klopfte Rupp auf die Schenkel. »Von der Kraft scheint's keinen Unterschied zu machen, aber vielleicht von der Sturheit.«

»Deine Hörner. Ein Kinnriemen allein reicht nicht. Du brauchst einen Stirnriemen dazu.«

Rupp ging in die Hocke. Er zeichnete Linien in den Schnee, die einen sich zu einem Dreieck öffnenden Satz Riemen darstellen sollten. »Du kannst ihn aus dem Zaumzeug schneiden, wenn du es eh nicht mehr brauchst.«

Krampus warf einen Blick auf den Entwurf. Sein Gesicht war feingliedrig wie Nikolos, deshalb redete seine gehobene Augenbraue ebenso deutlich wie ein Buch. Es war alle Anerkennung, die Rupp brauchte. Befriedigt verwischte er seine Zeichnung mit dem Fuß. Seite an Seite liefen sie weiter.

Unter einer Eisschicht gurgelte Wasser. Krampus nahm Anlauf und setzte über den Bach. Am anderen Ufer wanderte er auf und ab wie ein Dachshund auf einer Fährte.

»Keine Spur von dem vermaledeiten Weib.«

»Wer ist sie?«

»Die hätt mich hier krepieren lassen. Hast du gehört, wie sie mich ausgelacht hat? Ha, schau! Da drüben bin ich hergeritten. In einer viertel Stunde sind wir beim Lager, dann gibt's was zu beißen.«

Sie folgten Krampus' Spur in entgegengesetzter Richtung. Der eine mit Teufelshörnern unter dem Arm, der andere mit einem Reh um den Nacken. Sie sprachen nicht viel, für Rupp war es jedoch ein kameradschaftliches Schweigen. Der Tag mit seinen Demütigungen, der Beginn der Nacht mit Thomas' Ablehnung rückten in weite Ferne, da Rupp in Gedanken vorauseilte zu dem Lagerfeuer, das Krampus versprochen hatte, zu Wärme, einer guten

Geschichte geteilt mit Krampus' Gefährten und saftigem Fleisch. Er hungerte nach allem.

Sie näherten sich einer vom Frühjahrswasser ausgewaschenen Mulde, wo Feuerschein auf Nadeln tanzte. Dort erhob sich unter ihnen die geschmeidige Gestalt der Frau, die Rupp zuvor auf der Lichtung erblickt hatte. Mit Haaren jetzt im Flammenlicht golden statt silbern, die Züge jung und scharf. Bei ihrem Anblick verkroch sich Rupps Hunger hinter sein plötzlich heftig hämmerndes Herz.

Sie glänzte. Wie Bergkristall oder die Mittagssonne auf einem Vogelschnabel. Schnee auf den Gipfeln im Frühjahr. Die Tropfen eines Wasserfalls, die der Wind zum Himmel tanzen ließ. Dann flackerte das Feuer, und ihr Gesicht mit seinem Mantel aus Feenhaar fiel zurück in Schatten.

In Bann geschlagen stolperte Rupp einen Schritt vorwärts. Er wäre wahrscheinlich mit einem Klumpen bröckelnder Erde über den Rand der Senke gestürzt, wäre nicht im selben Moment aus dem Boden vor ihm der zweite Teufel dieser Nacht hervorgefahren.

Schwarzes Fell, lodernde Augen. Reißzähne, entblößt im bestialischen Knurren. Die gekräuselte Schnauze witterte Blut. Eine Pfote schob sich vor, tastend im Schnee kurz vor dem Absprung. Rupp riss die Arme hoch, um sich zu schützen. Dieses Tier schien aus den Kohlen der Hölle selbst geboren zu sein, bereit, sich auf ihn zu stürzen, seine Fänge in Rupps Kehle zu bohren.

»Lass dich nicht ins Bockshorn jagen, das Vieh ist gefärbt.« Krampus schob sich an Rupp vorbei. »Teufel nochmal, Perchta, du hast mich schon meinen Gaul gekostet. Jetzt pfeif deinen Köter zurück, bevor er unserem Knecht hier ans Bein pisst!«

Eine Dolchklinge schnitt durch rosiges Fleisch und zog Saft, der tropfte und in den Flammen zischte. Bratenduft zog das Wasser in Rupps Mund zusammen. Er saß weit genug vom Feuer entfernt, wo die Wärme in die Winternacht

entfloh und er nicht völlig lagerfeuerblind noch die Umrisse seiner Umgebung in der Dunkelheit wahrnehmen konnte. Perchta saß gegenüber auf der anderen Feuerseite, allerdings nicht in der Senke sondern oberhalb am Rand, wo die Kälte grimmig sein musste und ihre rußschwarze Hündin im froststarrenden Unterholz schnupperte. Sie hatte ihren Mantel unter sich geschlagen, ein kunstvoll genähtes Flickwerk aus hellem und dunklem Leder, Pelz aus Hermelin und Wildkatze. Sie trug enge Beinkleider unter einem geschlitzten Rock, jedoch weder Kopfbedeckung noch Handschuhe. Bundschuhe schmiegten sich um ihre Füße, die schmal schienen wie die einer Königin – zumindest stellte sich Rupp so die Füße einer Königin vor. Und ganz im Stile einer Hochgeborenen zeigte Perchtas Gesichtsausdruck unverhohlene Missbilligung über seine Anwesenheit.

Rupp bemühte sich, sie nicht anzustarren. Über hohen Wangenknochen blitzten leicht schräg stehende Augen, deren Farbe im Spiel des Lagerfeuers schwer zu bestimmen war. Überhaupt schien an Perchtas Gesicht alles ein bisschen schärfer, länglicher als gewöhnlich. Sichelförmige Streifen durchzogen ihr weißblondes Haar. Wie Birkenrinde, dachte Rupp.

Das Feuer beleuchtete Perchtas Antlitz von unten. Mal pinselte es Klüfte um ihre Nasenflügel, dann Funken in die Pupillen oder schimmerte wie geschmolzene Butter auf ihrem schmalen Nasenrücken. Obwohl faltenlos und unverhärmt, trugen Perchtas Züge das Markige lang erwachsener Reife. Rupp schätzte die Männer rund um das Feuer jünger als sie. Wenn ihn jemand gefragt hätte, ob er diese Frau schön fände, er hätte die Frage nicht beantworten können. War im Bachlauf überfrorenes Gras schön? Die Ritzen von Wildkatzenkrallen in glatter Rinde oder die gefächerten Spuren der Flügelspitzen eines Bussards im Schnee?

Rupp am nächsten saß ein stämmiger Rothaariger, der sich ein Stück Rehbret zwischen die Zähne schob. Fleischsaft rann über sein Kinn in den fleckigen Bart; er grunzte

zufrieden. Krampus, der seinen Dolch polierte, deutete mit der Spitze auf ihn. »Wir rufen ihn Kinderfresser, weil er sein Fleisch so mag: zart und etwas erschreckt.«

»Und weil er so fantasielos ist«, fügte Perchta hinzu.

Kinderfresser spuckte einen Fettbatzen in Perchtas Richtung, woraufhin ihn die Hündin vom Rand der Senke aus anknurrte. Kinderfresser schleuderte ein Stück Holz nach dem Tier, allerdings ohne viel Nachdruck.

»Perchta nennt das Biest *Wolf«,* erklärte Krampus und tippte sich dabei gegen die Stirn, um klarzumachen, was er davon hielt. »Unsere bezaubernde Wilde Jägerin hier steht auf biestige Namen. Sonst würden wir uns alle Schwalbenschwänzchen und Hasenschnäuzchen nennen.«

»Oder Meister Rehputzerlein«, johlte der Vierte im Bunde, ein Blonder mit federbesetztem Barett, der Kinderfresser übermütig auf die Schulter schlug. Kinderfresser aß ungerührt weiter.

»Unser Prügel hier hält sich dagegen für einen wortgewaltigen Philosophen«, erläuterte Krampus.

»Herr Prügel, wenn ich bitten darf.«

Der Blonde stand auf, um sich schwungvoll vor Rupp zu verbeugen, als wäre Rupp ein Edler und Prügels Spitzname nicht ein weiterer Witz. Kein einziger der Bande hatte sich Rupp mit richtigem Namen vorgestellt.

»Wir legen hier Wert auf gute Manieren«, behauptete Krampus. »Immerhin sind wir keine Barbaren, sondern Frau Perchts edle Ritter wider heidnisches Vergessen und falsches Betragen.« Er warf Perchta einen Kuss zu. Sie starrte zurück wie ein Habicht.

»Habt ihr keine Angst, dass eure Spitznamen einen Fluch auf euch ziehen? Immerhin ist Perchta der Name einer großen Göttin«, fragte Rupp.

„Eher der Name einer verdammten Hexe«, knurrte Kinderfresser.

Rupp spürte Perchtas Blick wie einen kühlen Wasserfall. Das Zittern seiner Hände schob er auf seinen leeren Magen.

Prügel lud Rupp ein, sich wie zu Hause zu fühlen.

Rupp schwieg und aß, während die anderen redeten – über die Wilddichte in diesen Wäldern, Masken, ob sie für Krampus ein neues Pferd besorgen sollten oder ob Prügels und Kinderfressers Rösser genügten. Krampus befand, sie reichten aus.

Was Rupp hörte, rief Träume wach vom Herumstreifen in den Wäldern, geselligen Liedern am Lagerfeuer, mit frischem Fleisch jeden Abend. *Wildbret.* Rupp drehte die Rehkeule über dem Feuer wie ein Liebhaber. Das zarte, würzige Fleisch zerfiel auf seiner Zunge.

Jagd, freie Wälder, das waren Begriffe, die manche Bauern wie Schwerter schwangen, dabei kannte keiner von ihnen den Wald so, wie Rupp ihn kannte. Sie waren keine Söhne von Laub und Tann gewesen, die ihrer Mutter beim Pilze- und Kräutersammeln nachkrabbelten, bevor sie richtig laufen konnten, derweil der Vater erschöpft nach erledigter Fron ruhte. Dafür wussten diese Bauern über einander Bescheid, sie waren wie Brüder. Sie streiften nicht allein im Wald herum, sie wanderten gemeinsam. Selten drangen sie in seine Tiefen vor, wo fleckiges Licht und lebendigere Schatten herrschten. Aber während Rupp dem Wald auf Alleingängen seine Geheimnisse entlockte, teilten diese Männer dessen Alltäglichkeiten. Rupp hatte noch nie mit anderen an einem Lagerfeuer wie diesem gesessen und Wild gebraten, das zu jagen ihm verboten war.

»Schlag dir lieber nicht zu sehr den Bauch voll«, riet Krampus, als Rupp sich ein viertes Stück Fleisch absäbelte. »Unsere Perchta hier führt sich bei uns zwar längst nicht so streng auf wie beim Bauerngesindel, aber wenn du's übertreibst, schneidet sie dir den Bauch auf und stopft Stroh hinein.«

Rupp hielt inne, unsicher, inwieweit Krampus die Mahnung ernst meinte. Seine Mutter hatte die Festspeise- und Fastenregeln immer befolgt – die der Kirche wie auch die der alten Bräuche. Während Rupp noch zögerte, griff Kinderfresser an ihm vorbei und riss sich das halb abgesäbelte

Stück Fleisch ab. Er rülpste laut. Perchta würdigte sie keines Blickes.

»Du bist also ein Knecht, Rupp.« Prügel behauptete, zwanzig Jahre zu zählen, doch er war so schmal gebaut wie ein Schössling und sein Bart kaum mehr als ein Flaum. Er hatte eine klare Sängerstimme, doch die Worte purzelten zu schnell, so als wollte Prügel verhindern, dass sich jemand an einem Satz einhakte, bevor er geendet hatte. »Sag, was denkst du über dich und deinen Herrn?«

Krampus stöhnte auf.

»Nee, das ist jetzt nicht dein Ernst, oder?« In gespielter Verzweiflung raufte er sich die Haare. »Unser Prügel ist ein Bauernfreund und Retter der Geknechteten. Predigt uns immer von ihrem jammernswerten Joch.«

»Er schwingt höchstens seine Zunge«, warf Kinderfresser ein. »Hat noch nie nen Dreschflegel in den Händen gehalten.«

»Mein Großvater war noch Bauer«, hob Prügel an und brach ab, da Krampus krakeelte und Schneebälle zu schmeißen begann.

»Freie Jagd für alle!«, äffte Krampus die Forderungen der Bauernschaft nach. »Jeder Knecht ein Junker. Kratzt ihnen allen den Zehnt aus dem Arsch!«

Prügel fing einen der Schneebälle und schleuderte ihn zurück, doch anstatt Krampus zu treffen, streifte das Geschoss Rupps Scheitel.

Krampus fiel vor Lachen rückwärts in den Schnee. »Mann, jetzt schießt du schon deine eigenen Lämmchen ab. Entschuldige dich wenigstens bei unserem Knecht.«

Prügel grinste Rupp schief an und streckte seine schwielenlosen Hände dem Feuer entgegen.

»Wir sollten planen.« Perchtas Stimme rauschte wie Laub im aufkommenden Sturm. Ungeduldig.

»Mütterchen verdirbt wieder den Spaß«, feixte Krampus, doch er setzte sich auf.

»Die Wilde Jagd ist keine Posse«, sagte Perchta.

»Erzähl das dem Banausen, der sich in dem Fass versteckt hat.« Prügel boxte Krampus in die Seite. »Erinnerst du dich? Letztes Jahr?«

Kinderfresser schnaubte abfällig.

»Das war der Müller in einem der Dörfer, durch die wir zogen«, erklärte Prügel Rupp, da keiner seiner Freunde auf ihn einging. »Als wir einfielen, stand er draußen. Hat seinen Kopf in ein Fass gesteckt, damit er ja nichts sieht. Was ja soweit richtig ist. Perchta ist da streng, was die Regeln der Wilden Jagd angeht.«

»Vor allem mit den Weibern hat sie's.« Kinderfresser pulte zwischen den Zähnen. »Als ob's denen schaden würde, wenn sie Wäsche machen oder spinnen oder sonst was, anstatt sich mit der faulen Zeit rauszureden.«

Hastig, bevor Perchta einen Streit mit Kinderfresser vom Zaun brechen konnte, erzählte Prügel weiter. »Krampus ist dem Müller jedenfalls auf dem Fass rumgetrampelt wie ein Irrer. Der Kerl hat sich in die Hosen gemacht. Hab den Gestank wochenlang in der Nase gehabt. Dann kam ein Mönch aus der Schankstube gerannt, sternhagelvoll. Perchta hat ihm fast die Nasenspitze abgesäbelt, aber das hat er gar nicht bemerkt. Lallte irgendeine Litanei und hat Krampus fast die Maske runtergerissen. Andere folgten ihm nach, darunter dummerweise auch zwei Landsknechte. Also sind wir abgehauen.«

»Red nicht wie ein Kindskopf!« Krampus' Fauchen hieß Prügel jäh verstummen. »Wir haben einen Fehler gemacht, uns nicht an unsere eigenen Regeln gehalten. Die hätten uns fast erwischt. Das darf sich nicht wiederholen.«

Am Rande der Senke erhob sich Perchta. Sie und Krampus tauschten einen Blick, einvernehmlich diesmal. »Deshalb haben wir dieses Jahr die Gegend gewechselt.«

Rupp nickte, obwohl er nicht sicher war, ob er verstand.

Krampus' Wut war bereits wieder verraucht. Seine Zungenspitze spielte mit dem schiefen Eckzahn, während er sich zu Rupp vorbeugte. Wenn Krampus einem seine Aufmerksamkeit schenkte – dieses gut geschnittene Gesicht

mit dem mal hitzigen, mal kühlen, doch stets rückhaltlos auf einen gerichteten Blick – fiel es schwer sich zu erinnern, ob man Kaiser war oder Knecht.

»Die Wilde Jagd beehrt deine lieben Leut, Rupp Knecht. Also, erzähl mir was über eure Dörfer.«

»Ich weiß selbst, wo die Ortschaften liegen und wie wir sie erreichen.« Perchta sprang vom Rand der Mulde und landete lautlos neben dem Feuer. »Wir brauchen den Knecht nicht. Er sollte gar nicht hier sein.«

»Und unsere Gesichter sehen«, fügte Prügel hinzu, ernüchtert.

»Er hat mich schon auf der Lichtung gesehen«, wies Krampus die beiden zurück. »Lieber bestimme ich die Geschichten, die Rupp erzählt, als es ihm zu überlassen. Außerdem war er bislang recht nützlich.«

»Du willst ihn doch nicht dabeihaben?«

»Er könnte uns das Lager klar machen. Damit wir's schön mollig haben, wenn wir zurückkommen.«

»Ein Knecht für Krampus«, spottete Perchta.

Er strahlte sie an. »Das habe ich auch schon gedacht.«

Perchtas Blick spießte Rupp auf. Ein Scheit brach, rollte zur Seite, und im Funkensprühen erhaschte Rupp für einen Moment das Schwirren von Blattwerk, wenn die Abendsonne den Wald badete. Grün. Perchtas Augen mussten grün sein.

»Schick den Knecht fort, Krampus.«

Wäre Rupps Grimm eine Flamme, sie hätte den Schnee auf dem Kirchdach verdampft, die Schindeln entzündet und die vor den Klostermauern verstreuten Gebäude zu siedenden Pfützen verbrannt.

Dreimal. Die heilige Zahl. Erst Anna, dann Thomas, dann diese Bande. Seit dem letzten Sonnenaufgang war er dreimal fortgeschickt worden.

Sie wollten ihn nicht dabeihaben. Er war in dieser Nacht und dem vergangenen Tag weiter gewandert als je zuvor, nur um wieder dort zu sein, wo alles begonnen hatte.

Näheres zu diesem Roman und
weitere Romane der Autorin
finden Sie im Internet auf
www.birgitjaeckel.com